

Die Kunstgewerblerin

Autor(en): **Wyrsh, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **26 (1923-1924)**

Heft 6

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748367>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE KUNSTGEWERBLERIN

Man erkennt sie zuerst am Kleid. Es ist aufreizend bunt oder beleidigend dunkel-einfärbig, selbstgebatikt oder selbst gestickt und der Zuschnitt spricht der heutigen Mode Hohn. Aber es ist auch nicht gestrige Mode, wie man sie etwa auf dem Lande trägt. Vor vierhundert Jahren hat man sich vielleicht ähnlich gekleidet. Oder noch wahrscheinlicher ist, dass man in der über-übernächsten Mode die Grundform dieser Gewandung verstümmelt wieder entdecken kann. Über den sehr weiten oder dann boshaft unterdrückten Halsausschnitt schwingt eine grün-violett-orangene Kette hin und her, und sie endet unten in etwas wie eine Miniaturnegerplastik. Von ferne macht das Ganze sogar den Eindruck einer reichen extravaganten Eleganz, denn Farbe und Form sind sehr geschickt zusammengestimmt. Aber beim Näherkommen bemerkt man, dass sie keine Uhr besitzt (dieses Kennzeichen der Bürgerlichkeit). Und den breiten, billigen Halbedelstein im Ring. Auch der Hut ist so einfach und billig. Aber könnte dies nicht aus Verzweiflung sein, weil die weibliche Kopfbedeckung ein so unlösbares Problem der Ästhetik ist?

Ihre Haare sind kurz geschnitten. Will sie damit die Freveltat des bösen Urweibs Delila sühnen? Oder möchte sie, umgekehrt, aus der Tonsur Männerkraft schöpfen? Auf den Wangen liegt dick weißer Puder. Ihr Gesicht erinnert so fast an eine Leiche. Vielleicht will sie ja auch abgestorben sein: abgestorben ihrer Familie.

Sie tritt zwar aus einem saubern Hause, das auf dreißig Schritte nach Ordnung und bürgerlicher Küche riecht, auf die Straße. Vielleicht ist das Haus gar eine reiche Villa in einem gepflegten Garten. Aber man ahnt doch hinter den Fenstern Öldrucke, selbstgefertigte Aquarelle, Jugendstilmöbel und ein Bücherregal mit Schiller, Körner und Courths-Mahler. Deshalb geht sie so eilig aus dem Schatten dieses Hauses fort, als ob sie sich auf der Flucht befände. Und sie befindet sich auch auf der Flucht vor dem geraden Lebensweg.

Sie kreuzt auf dem Wege ihre alten Kameraden aus der Wandervogelzeit, die ebenfalls eilig, breitschrittig-ungelenk

und schlampig mit einer Büchermenge und einer Brille universitätswärts fliehen. Aber sie betrachten einander mit Verachtung. Denn sie ist fesch und fühlt die interessierten Blicke der Männer. Nein, sie hat es wirklich nicht nötig, wegen Hässlichkeit und gesellschaftlichem Ungenügen sich mühsam ein männliches Gebaren und eine Wissenschaft anzulernen. Ihr zwanzigjähriges Denken hasst zwar den ungeistigen Lebenslauf: Backfisch—Haustochter—Mutter ebenfalls, und auch sie will aus der angestammten Bürgerlichkeit heraus, aber sie will dafür nicht die Weiblichkeit opfern. Sie will nur Weib sein, ohne sentimentale Mütterlichkeit. Da sie Weininger gelesen hat, glaubt sie, dass die Frauen nur aus Müttern und Dirnen sich zusammensetzen sollen. Aber es ekelt sie auch, wenn ihre frühern Schulgespanen problemleer und sentimental mit stets wechselnden Geliebten an ihr vorbei lustwandeln. Diese gehirnlosen Mädchen sind ja sklavisch an ihren Trieb und damit an den Mann gebunden. Dieser « freien Liebe » fehlt ja gerade die Freiheit und diese ist ihr doch noch wertvoller als die Liebe. Darum will sie zwischen beiden durch: weder Mutter noch Dirne. Sie wollte vielleicht weiblich sein ohne ein Weib zu scheinen. Aber vorläufig ist sie zufrieden, wenn sie durch ihr Gehaben und durch gesprochene Grundsätze ihre Mutter verblüfft und ihr Milieu verleugnet.

Sie sagt, sie gehe aus Beruf und Begeisterung für Kunst in die Kunstgewerbeschule. Aber es trifft sich so gut, dass gerade das Kunstgewerbe ausserhalb der überkommenen weiblichen Häuslichkeit stolz und ungebunden steht und doch der zarten echten Frauenhände und des Frauensinns bedürftig ist. Es ist sogar die Tochter der philiströsen häuslichen Handarbeit, nur wird diese Verwandtschaft ängstlich verschwiegen. Aber es führt auch weit weg von der Bürgerlichkeit. An langen Vormittagen müht sie sich still in den Ateliers, um unvermutete Farben und Formen auf geduldige Kissen zu bringen, bis sie unverkäuflich werden. Oder sie tappt mit Händen und Füßen auf dem bunten Vorsatzpapier für Büchereinbände herum, von denen dann jedermann staunend die Hände lassen wird. Oder sie entwirft kecke Kostüme und lacht boshaft befriedigt über den Missklang zwischen Geist und Gewandung der dicken Kapitalistenfrauen, die einzig

genug Geld haben, um sie einstens zu tragen. Aber das Modemhaus wagt in seiner Beschränktheit nicht, die Entwürfe anzukaufen. Doch das ficht sie wenig an. Im Gegenteil. Ihr Missverstandenwerden ist ja gerade der Beweis, dass sie sich von diesen eingerosteten Bürgerzirkeln entfernt hat. Und damit hat sich ja ihr größter Wunsch schon erfüllt.

Vielleicht sitzt sie aber auch nachmittagelang in Museen und zeichnet innig die schönen, alten Muster nach. Strich um Strich. Sie weiß wohl: das muss so sein. Und weiter denkt sie am besten an nichts. Aber wenn sie nun doch der Nadelstich eines kleinen Gedankens stören würde? Vielleicht so: warum kopiere ich hier? Wegen meines eigenen Unvermögens? Weil ich ewig nur Handlanger sein werde? Das sind Überlegungen mit einem bitteren Nachgeschmack. Dahinter steigt immer der geschmacklos-liebenswürdige, abendliche Familientisch auf: der Vater liest die Zeitung, fröhlich und kritiklos, wie diese es gerne hat; die Mutter strickt kunstlose Strümpfe und die Kinder machen Schulaufgaben und der Ofen ist warm und der gesunde Schlaf vor Mitternacht wartet mit offenen Armen. Welche Familiensimpelei. Aber es kann die verlorene Tochter schwach machen an diesen winterlichen ungastlichen Museumsnachmittagen, wo die Striche nicht mehr sitzen und die dämmerige Kälte in die Fingerspitzen fährt.

An einem solchen Abend sollte sie ans Atelierfest gehen. Dort wird sie wieder stark. Wie herrlich ist das zwanglose Zusammensein mit Freunden in dem phantastisch und geschmackvoll verhängten Zimmer. Hier findet man sich unmittelbar und geht ineinander auf. Und die junge, ehrliche Begeisterung für Bücher und Bilder, bis man angelesene Gedanken und eigene Einfälle verwechselt. Und der Reiz des Improvisierten. In einem zerschlissenen alten Brokat tanzt sie barfüßig und plastisch. Vor dem wilden, eigens erfundenen Hausgott in der Nische opfert sie Weihrauch und andere kühne Wohlgerüche. Bedenkenlos schenkt sie ihr letztes Geld an eine verschwenderische Mitstrebende. Es ist zwar wie weggeworfen, aber sie kann ja zu Fuß nach Hause gehen und einen Monat lang ungezuckerten Tee trinken.

Den ganzen Abend sitzt sie mit pochendem Herzen da. Sie

hat ein dunkles Hoffen: es könnte in diesem wilden Treiben etwas passieren. Ein Abenteuer, eine erfüllte ungekannte Sehnsucht. Aber es passiert nichts. Denn sie benimmt sich so, dass nichts zu passieren wagt. Und als sie geküsst wird, muss sie, ganz unerwartet für sie selbst, mit dem Erröten kämpfen.

Dann, nachdem ihr großer Wunsch erfüllt und sie in einer Stadt des Auslandes ein Jahr der Begeisterung und des Hungers durchgemacht hat, tritt vielleicht doch ein junger Künstler näher an sie heran. Er ist einsam und titanenhaft, missverstanden und ausgeschlossen. Mitleid und Neugier und Eitelkeit erwachen in ihr; aber sie sagt sich: das ist die Liebe. Stille Kahnfahrten in Mondscheinnächten. An kühlen Morgen stehen sie eng auf glänzenden Firngipfeln. Sie arbeiten zusammen im gleichen Atelier. Er wird begehrender. Da ist der Konflikt da. Ihr großgehegter Trieb nach Freiheit und alle Geister ihrer Ahnen streiten in ihrer Seele herum. Und sie findet niemals einen Ausweg und entflieht nach Hause. Dort küsst sie die Mutter und eilt an den Kochherd, aber die Suppe verbrennt und die Bohnen bleiben voller Fäden. Eigentlich gelingen ihr doch nur Pralinés und Ananas mit Schlagrahm. Sie setzt sich geladen in eine Ecke und weint auf ihren *Zarathustra* nieder, zankt mit der Mutter und setzt sich dem Vater wie ein kleines Kind in den Schoß. Bald nachher entflieht sie wieder zum Geliebten, aber sie ist mit ihm wortkarg und abweisend. Es folgt nun ein Hin und Her zwischen Atelier und Elternhaus. Vielmal muss sie auch zum Arzt gehen, denn sie hat Magenschmerzen. Sie wird ausgehebert und geröntget, aber der Chirurg sagt nachher nur wie beschämt etwas Schwerverständliches von Ptose. Da muss sie Diät halten. Aber der Konflikt geht weiter. Ergibt sie sich schließlich? und bereut es nachher? Oder kommt es nicht dazu? Das ist ziemlich gleichgültig: endlich kommt ein Abend, an dem das Gefühl einer plötzlichen Erlösung sie überfällt. Alles ist nun klar und einfach und die Welt paradiesisch-rot. Die Sonne steht die ganze Nacht am Himmel, und sie die ganze Nacht singend und tanzend auf der Straße. Dann kommt der Arzt und schreibt das Einweisungszeugnis für die Heilanstalt.

Nach wenigen Monaten kommt sie zurück: still und aus-

geglichen. Aber die Mutter blickt kummervoll und der Vater geht lauernd ab und zu. Zuerst liest sie noch etwa mystische Bücher und alte Kalender und liebt die Dämmerung in einsamen Kirchen. Aber nach zwei Wochen will sie wieder zur Kunstgewerbeschule. Sie weint geduldig und Vater und Mutter geben nach. Und nach weitem zwei Wochen ist sie wieder keck und die Alte und rüstet ihre Arbeiten, die nun noch eigenwilliger und geometrischer geworden sind, zur ersten Ausstellung.

Und das Ende dieser Kunstgewerblerin und aller jener vielen andern, die auf ähnlichen Wegen dem vorgebahnten Alltags-Philisterweg entfliehen wollen?

Wird sie endlich zu einer wirklichen Künstlerin? Oder vielleicht naht sich ein Mann: überlegen und ganz anders als sie. Wenn sie von Kunst spricht, lächelt er, und gibt sich gar keine Mühe, sie zu verstehen. Da muss sie schließlich nachgeben und wächst langsam in das genügsame, ungeistige Hausfrauentum hinein und ist schließlich ganz erstaunt, dass sie damit zufrieden ist. Nur im Salon hängt verlassen und gelangweilt ein gesticktes Gemälde und schreit umsonst mit seinen Farben. Nur hie und da an Festtagen werden die Kinder darauf aufmerksam gemacht. Sie sperren Augen und Mund auf. Muss man nicht fürchten: sie werden bald gähnen? Deshalb führt man sie schnell wieder weg.

Aber meist geschieht dies alles nicht. Dann sitzt sie in fünfzig Jahren allein in ihrem Stübchen beim lauen Tee und stickt Kissen in einer verstorbenen Mode oder näht bis in die Nacht fürs Geschäft. Wir wollen hoffen, dass sie dann trotzdem noch Freude hat, wenn die Jungen zu ihr kommen. Oder denkt sie an die schöne Zeit, wo noch Klöster mystisch und voll Möglichkeit allen offen standen?

JAKOB WYRSCH

